

Geschwisterbeziehungen – ein vernachlässigter Faktor in der modernen Erziehung

Hans Goldbrunner 2011

Der familiäre Wandel zeigt sich besonders in der Haltung gegenüber Geschwistern. Es ist nicht mehr zu bezweifeln, dass die Kinderzahl in Familien erheblich gesunken ist. Während vor etwa hundert Jahren Familien mit 3 oder mehr Kindern keine Seltenheit waren, ist heute die Kleinfamilie mit bis zu zwei Kindern die Norm. In den Ländern der OECD liegt die Anzahl der Kinder pro gebärfähiger Frau bei 1,74, in Deutschland aktuell sogar nur bei 1,36. In den Ländern des fernen Ostens wird die Ein-Kind-Familie mit politischen Druckmitteln durchgesetzt. Diese Zahlen drücken auch eine Abwertung der Geschwisterbeziehungen aus. Die Vernachlässigung der Geschwister in der Diskussion über die Erziehung und die Familie hat jedoch eine längere Tradition. Angefangen von Sigmund Freud wurden in der psychoanalytischen Tradition die Geschwister als wesentlicher Bestandteil der Familie kaum beachtet, wenn man von der Schule Alfred Adlers absieht, die besonders die Reihenfolge der Geschwister betonte. Auch in der pädagogischen Diskussion der Gegenwart gewinnt man den Eindruck, dass die Mutterbeziehung – und seit einiger Zeit auch die Vaterbeziehung – die wesentlichen Faktoren der familiären Erziehung darstellen, während die Geschwisterbeziehungen vernachlässigt werden.

Bewegung in diese einseitige Festlegung kommt seit einiger Zeit aus verschiedenen Richtungen. Aus makroökonomischer Sicht wird die Überalterung der Gesellschaft als Problem erkannt. Als Gegenmittel wird untersucht, welche Anreize für junge Familien zu schaffen sind, um über die Familiengröße eine günstigere Altersstruktur zu erreichen. Dabei stehen bisher finanzielle Überlegungen im Vordergrund, während die Frage nach der psychologischen Bedeutung der Geschwisterbeziehungen kaum angesprochen wird. Finanzielle Anreize zur Erhöhung der Geburtenrate erweisen sich jedoch als wenig effizient, wie vor allem die deutsche Familienpolitik der letzten Jahre ernüchternd feststellen musste. In diese Lücke ist auch die moderne Geschwisterforschung einzuordnen, die sich in den letzten Jahrzehnten zuerst in Amerika entwickelt hat und deren Ergebnisse auch in anderen Ländern zunehmend beachtet werden. Einige zentrale Befunde sollen hier vorgestellt werden, da sie das Wissen um die Bedeutung der Geschwisterbeziehungen erweitern. Das geschwisterliche Subsystem in der Familie hat heute nicht mehr die gleiche Bedeutung wie früher, aber es lässt sich zeigen, dass ihm auf bisher wenig beachteten Gebieten neue Funktionen zuwachsen. Darüber hinaus soll auf der Grundlage der neueren Geschwisterforschung eine grundsätzliche pädagogische Diskussion angeregt werden, welche Konsequenzen sich für die Erziehung ergeben. Es geht darum, sowohl die stabilisierende und entlastende Funktion wie auch die besonderen Risiken zu benennen, die mit Geschwisterbeziehungen verbunden sind.

Familiengröße als quantitativer Messfaktor

Es ist unbestreitbar, dass die Anzahl der Geschwister pro Familie in den letzten Jahrzehnten erheblich abgenommen hat. Familien mit mehr als drei Kindern sind heute bereits eine Seltenheit. Sie wird in Deutschland als kinderreich bezeichnet. Dennoch wird in der öffentlichen Diskussion die Größe der Familien bereits aus statistischen Gründen unterschätzt. Als Variable wird häufig die Anzahl der Kinder pro gebärfähiger Frau angegeben. In modernen Industriestaaten finden sich hierzu meist Ziffern, die zwischen 1 und 2 liegen, in Deutschland aktuell bei 1,36. Diese Messgröße ist jedoch für die Geschwisterforschung wenig

aussagekräftig, da auch kinderlose Frauen erfasst werden, die erst später Kinder bekommen. Auch die Ermittlung der Familiengröße aus Querschnittuntersuchungen vermittelt ein verzerrtes Bild. So wird noch in der amtlichen deutschen Statistik von 1999 von 51,1 % Einzelkindern gesprochen, 37,5 % der Kinder haben ein Geschwister, 8,7 % zwei Geschwister und nur 2,3 % drei oder mehr Geschwister. Nach diesen Zahlen hätten weniger als die Hälfte aller Kinder Geschwister.

Bedeutsamer erweist sich ein neu eingeführtes Kriterium, wie viele Kinder bis zum Alter von 18 Jahren Geschwistererfahrung machen. Daraus ergeben sich heute andere Ergebnisse. Die aktuelle Statistik für Deutschland ergibt folgende Zahlen (www.destatis.de, 2009):

Einzelkinder	25 %
2 Kinder	47 %
3 oder mehr Kinder	28 %

Nur noch ein Viertel der Kinder bleibt bis zum 18. Lebensjahr ohne Geschwistererfahrung, etwa die Hälfte wächst mit einem Bruder oder einer Schwester auf, etwa ein weiteres Viertel hat mindestens zwei Geschwister. Obwohl größere Familien seltener geworden sind, haben auch heute die Mehrzahl der Kinder Erfahrungen mit Geschwistern.

Beachtung verdienen auch regionale schichtspezifische Unterschiede. Die Anzahl der Einzelkinder in Ostdeutschland liegt bei 35 %, im Westen bei 23 %. Zwischen städtischen Lebensräumen und Landgemeinden differieren die Geschwisterzahlen. Städte (über 5 000 Einwohner) weisen 29 % Einzelkinder auf, Landgemeinden (unter 5 000 Einwohner) dagegen 23 %. Zu erwähnen ist auch, dass sich kinderreiche Familien sowohl bei ärmeren, bildungsfernen Schichten finden wie auch bei Familien mit einem höheren Einkommen, also in der gehobenen Mittelschicht und Oberschicht. Familien im mittleren Einkommenssegment haben die wenigsten Kinder.

Diese divergierenden Zahlen mahnen zur Vorsicht gegenüber Statistiken zur Familiengröße. Je nach Bezugspunkt ergeben sich sehr unterschiedliche Zahlen.

Vom Kinderreichtum zum Armutsrisiko durch Kinder

In der psychologischen Diskussion werden ökonomische Faktoren meist ausgeklammert. In der Praxis der modernen Familienplanung durch junge Paare spielen sie jedoch eine erhebliche Rolle. Im Kulturvergleich zeichnen sich zwei gegensätzliche Positionen der ökonomischen Bewertung ab. Während in der Vergangenheit und gegenwärtig noch in ärmeren Ländern Kinder als Reichtum und Segen angesehen wurden, da sie dazu beitragen, die materielle Existenz zu sichern, werden in modernen Gesellschaften vor allem die finanziellen Belastungen in den Mittelpunkt gestellt, die Eltern für ihre Kinder aufzubringen haben. Es ergibt sich die paradoxe Situation, dass Kinder in Ländern mit hohem Lebensstandard als Armutsrisiko gelten, wobei Armut am Einkommensdurchschnitt gemessen wird. Das gilt besonders für allein erziehende Eltern, die überdurchschnittlich von Armut bedroht sind. Die staatlichen Ausgleichszahlungen wie Kindergeld und steuerliche Vorteile decken die finanziellen Mehrbelastungen von Familien nicht ausreichend ab. Es ist jedoch nicht sicher, welche Rolle derartige finanzielle Überlegungen bei der Entscheidung für oder gegen Kinder spielen. Es spricht einiges dafür, dass die finanziellen Argumente auch benutzt werden, um tiefer liegende Ängste zu überspielen. Zumindest lässt sich meist beobachten, dass sozialpolitische finanzielle Anreizsysteme nur eine untergeordnete Rolle bei der Entscheidung für Kinder.

Anfänge der Geschwisterforschung – die Suche nach strukturellen Einflussfaktoren

Die Reflexion über die Geschwisterbeziehungen setzte nicht erst mit der relativ jungen Forschung im 20. Jahrhundert ein, sondern ist uralte. Sie findet ihren Niederschlag in Mythologie, Religion und Dichtung. Die Geschichte vom Brudermord von Abel durch Kain im Alten Testament und von den ungleichen Geschwistern Marta und Maria oder der Geschwisterliebe zwischen Maria und Lazarus im Neuen Testament sind Zeugnisse dieses Denkens. Im Mittelpunkt stehen häufig die Unterschiede und die Rivalität zwischen Geschwistern. In dem Märchen von Hänsel und Gretel haben die Gebrüder Grimm den Zusammenhalt der Geschwister als Überlebensstrategie in wirtschaftlicher Notlage hervorgehoben.

Die psychologische Forschung setzte mit Alfred Adler ein, der bereits vor hundert Jahren den Grundstein für die Untersuchung struktureller Variablen wie Geburtsrangplatz und Geschwisterzahl legte. Er beschrieb besonders die Rolle des ersten und des letzten sowie des mittleren Kindes, die er mit unterschiedlichen Charaktermerkmalen in Verbindung brachte. Das älteste Geschwister zeichnet sich nach Adler durch ausgeprägtes Machtstreben und fürsorgliches Verhalten aus, jüngste Kinder sind häufig verwöhnte „Nesthäkchen“ mit starker Elternbindung, mittleren wird eher ein unauffälliges, ausgleichendes Verhalten zugeschrieben. In klinischen Berichten wurden weitere Faktoren wie der Altersabstand und das Geschlecht hervorgehoben.

Versuche, den Einfluss dieser Variablen mit Hilfe korrelationsstatistischer Methoden empirisch zu verifizieren (Toman 1965, Langenmayr 1978), führten jedoch zu widersprüchlichen Ergebnissen. Grund dafür war vor allem, dass zusätzliche Faktoren bekannt wurden, welche die Entwicklung von Geschwistern beeinflussen. Diese waren jedoch mit den bekannten statistischen Methoden kaum befriedigend zu erfassen. Generell lässt sich sagen, die frühe Geschwisterforschung konzentrierte sich auf die charakterlichen Unterschiede zwischen Geschwistern und suchte deren Erklärung in familiären Konstellationen, da schwer verständlich erschien, wie sich Geschwister im gleichen familiären Umfeld so unterschiedlich entwickeln, wie man es in der Realität beobachtete.

Allgemeine Merkmale von Geschwisterbeziehungen

Die moderne Geschwisterforschung, die sich in den letzten 30 Jahren entwickelt hat, betont die lebensprägende Bedeutung der Geschwisterbeziehungen, die sich nicht nur auf Kindheit und Jugend beschränkt, sondern sich über das gesamte Leben erstreckt und verändert. Man geht davon aus, dass Geschwister in der heutigen Zeit umso mehr aufeinander angewiesen sind, je kleiner die Familien sind und je kurzlebiger die Ehen und Partnerbeziehungen sind (Bank und Kahn 1989). Im Vordergrund der Untersuchungen stehen jedoch weniger strukturelle Merkmale wie bei A. Adler, sondern die Qualität der Beziehungen selbst, deren Veränderungen im Laufe der lebenslangen Entwicklung und die Bedeutung für die Ausbildung von Selbstbild und Selbstwert. Die gegenwärtige Sicht von Geschwisterbeziehungen wird in folgendem Zitat umschrieben: „Geschwisterbeziehungen reichen in die ersten vorsprachlichen Tage der Kindheit zurück und bestehen oft bis ins hohe Alter. Sie sind die dauerhaftesten aller Bindungen. Eltern sterben, Freunde verschwinden, Ehen lösen sich auf. Aber Geschwister können sich nicht scheiden lassen, und selbst wenn sie 20 Jahre nicht mehr miteinander sprechen, bilden Blutsbande und gemeinsame Geschichte ein unauflösliches Band“ (Klagsbrun, 1993).

Kasten (1993) fasst die wesentlichen Merkmale zusammen:

1. Die Geschwisterbeziehung ist die längste, d.h. zeitlich ausgedehnteste Beziehung im Leben eines Menschen.
2. Geschwisterbeziehungen besitzen etwas Schicksalhaftes, weil man sie sich nicht aussuchen kann, sondern in sie hineingeboren wird.

3. Geschwisterbeziehungen können nicht beendet werden, sie wirken fort, auch wenn sich die Geschwister getrennt haben oder keine Kontakte mehr stattfinden.
4. In unserem Kulturkreis gibt es keine gesellschaftlich kodifizierten Regeln, die auf den Ablauf und die Gestaltung von Geschwisterbeziehungen Einfluss nehmen (legislativ bzw. religiös verankerte Prozeduren und Rituale, z.B. Recht des Erstgeborenen).
5. Zwischen Geschwistern existieren mehr oder weniger ausgeprägte, ungeschriebene Verpflichtungen, die sich in solidarischem, Anteil nehmendem, hilfsbereitem und hilfreichen Verhalten manifestieren können.
6. Durch das „Aufwachsen in einem Nest“ können Geschwisterbeziehungen durch ein Höchstmaß an Intimität charakterisiert sein, das in keiner anderen Sozialbeziehung erreicht wird.
7. Typisch für die meisten Geschwisterbeziehungen ist eine tiefe emotionale Ambivalenz, d.h. das gleichzeitige Vorhandensein von intensiven positiven und negativen Gefühlen.

Rivalität und Bindung als gegensätzliche Pole der Ambivalenz von Geschwisterbindungen

Das letzte von Kasten hervorgehobene Merkmal, die Ambivalenz, kann als wichtigstes Ergebnis der neueren Geschwisterforschung bezeichnet werden. Als wichtigste Beispiele lassen sich hier Geschwisterliebe und Rivalität bezeichnen (Petri 2001). Die emotional häufig negativ besetzte Rivalität wird als das auffälligere Merkmal von Geschwisterbeziehungen angesehen, das auch in der Literatur am ausführlichsten beschrieben wird, da es Vorstellungen von harmonischen Familien widerspricht. Bereits hier soll darauf hingewiesen werden, dass sie nicht selten besonders heftig in Familien auftritt, in denen viel Wert auf Kohäsion und Konformität gelegt wird. Die weniger auffällige Bindung hingegen scheint hinter den Kämpfen um Macht, Einfluss und Anerkennung zurückzutreten oder zuweilen ganz zu verschwinden. Dennoch weist die Geschwisterliebe hohe Beständigkeit auf und kann im Extremfall sogar stärker sein als die Bindung an Eltern oder Ehepartner. Es gibt jedoch erhebliche Unterschiede in der Ausprägung positiver und negativer Gefühle. Ferner können sich die Akzente im Laufe der menschlichen Entwicklung erheblich verschieben. Wenn man die Entwicklung von Bindung und Rivalität über die ganze Lebensspanne verfolgt, findet man Phasen der Annäherung zwischen Geschwistern ebenso wie Phasen stärkerer Abgrenzung und feindseliger Emotionen.

Rivalität und Abgrenzung

Feindseliges Verhalten versetzt Eltern häufig in Angst und führt häufig dazu, dass sie alle Anstrengungen unternehmen, um es zu vermeiden oder, wenn dies nicht möglich ist, den familiären Frieden auf schnellstem Wege wieder herzustellen. Diese Haltung beruht jedoch auf einer problematischen Grundannahme. Es wird nicht selten davon ausgegangen, dass Aggressivität an sich bereits negativ ist. Dagegen ist ausdrücklich zu betonen, dass die Rivalität auf dem gesunden Prozess der Differenzierung und Abgrenzung in einem familiären Umfeld beruht, das weitgehend von Gemeinsamkeit geprägt ist. In der rivalisierenden Auseinandersetzung zwischen den Geschwistern geht es darum, Unverwechselbarkeit und Individualität zu entwickeln (Jacobson 1978), Räume zu besetzen, die noch nicht von Geschwistern eingenommen werden. Nach Bugelnig (2008) sind die Wurzeln der Rivalität im Streit um Ressourcen und Macht zu suchen. Psychoanalytiker sehen im Gefolge von Alfred Adler die Anfänge der Rivalität im „Entthronungstrauma“ und der Ungleichbehandlung der Kinder durch die Eltern.

Der Prozess der Differenzierung gestaltet sich umso schwieriger, je mehr von den Eltern und dem sozialen Umfeld die Ähnlichkeiten zwischen den Geschwistern und die familiäre Kohäsion hervorgehoben werden, mit denen sich gewöhnlich die ältesten Kinder am stärksten identifizieren. Verbindende Werte, Leitbilder und Rollenerwartungen erzeugen eine Atmosphäre, die von engem Zusammenhalt und Konformität geprägt ist. Der Konformitätsdruck wird durch Vergleiche zwischen Geschwistern noch erhöht, bei denen nicht nur Unterschiede festgestellt werden, sondern einzelne Kinder als Vorbilder hingestellt werden, an denen die Geschwister gemessen werden. Kinder werden mit zahlreichen Botschaften konfrontiert wie: *Du bist ein Bruder von A, du kommst aus Familie X, nimm dir ein Beispiel an deiner älteren Schwester, als Mitglied der Familie X hätte ich etwas anderes von dir erwartet.* Anstrengungen, anders als Geschwister zu sein, sind heute wichtige Mechanismen, um als Individuum anerkannt zu werden.

Verschiedenheit befreit bis zu einem gewissen Grad von dem Zwang zur innerfamiliären Anpassung. Besonders später geborene Geschwister suchen Nischen und entdecken Räume, die in der Familie noch nicht besetzt sind. Dabei entsteht jedoch bei starker Abweichung von den vorgegebenen Erwartungen die Gefahr, als Außenseiter angesehen zu werden oder als schwarzes Schaf sogar von der Familie ausgestoßen zu werden. Extreme Beispiele sind hier die Ausbildung von komplementären, gegensätzlichen Rollen. Wenn sich ein Kind durch Fleiß, Lerneifer auszeichnet, entwickelt sich ein anderes zum Genussmenschen, Leistungsverweigerer oder sogar zum Versager. Dem extravertierten, weltoffenen Kind steht ein introvertiertes, verschlossenes Geschwister gegenüber.

Das Ausmaß an Geschwisterrivalität ist erheblichen Schwankungen unterworfen.

Benachteiligungen und fehlende Zuwendung durch Eltern und Erzieher können den Kampf um Anerkennung und damit Rivalisieren verstärken. Entgegen allgemeinen Erwartungen lassen sich heftige Konkurrenzkämpfe besonders in Familien beobachten, in denen auch eine sichere Elternbindung vorhanden ist. Wie bereits erwähnt, gibt es auch entwicklungstypische Verläufe. In bestimmten Entwicklungsphasen scheint die Rivalität zuzunehmen. So sind die ersten beiden Lebensjahre nach der Geburt eines zweiten Kindes eine sehr schwierige Phase, die von gesteigerter Feindseligkeit und aggressiven Handlungen geprägt ist. Das erste Kind benötigt offensichtlich einige Zeit, um die ursprüngliche Rolle des Einzelkindes aufzugeben und sich mit der neuen Beziehungskonstellation in der Familie zu arrangieren (Papastefanou 1992). In diesem Prozess spielen jedoch die Reaktionen der Eltern eine erhebliche Rolle. Die wohlwollende Akzeptanz des Machtkampfes, die nur bei bedrohlichen aggressiven Aktionen interveniert, fördert auf längere Sicht die Überwindung der Rivalität mehr als ängstliche Beschwichtigungsversuche. Eine weitere kritische Phase stellt das Jugendalter dar. Die Etablierung einer persönlichen Identität und die Ablösung von der Familie geht nicht nur mit Konflikten mit den Eltern einher, sondern bedeutet auch ein erneutes Aufflammen der Konkurrenzsituation zwischen Geschwistern. Es finden sich auch Hinweise, dass im fortgeschrittenen Alter erneut Feindseligkeiten zwischen erwachsenen Geschwistern ausbrechen können, wenn etwa Krankheiten und Tod der Eltern die Familien wieder enger zusammenführen. Im Prozess der gemeinsamen Trauer stellt die familiäre Nähe eine Gelegenheit dar, auch alte Konflikte zwischen Geschwistern wieder zu beleben.

Geschwisterbindung und Solidarität

In einer Zeit, in der die Familie immer weniger Sicherheit bietet und das Scheitern ehelicher Bindungen zunimmt, erhalten Bindungen zwischen Geschwistern eine besondere Bedeutung als Gegengewicht gegen die Unzuverlässigkeit und die Grenzen der elterlichen Fürsorge. Es ist sicher nicht zufällig, dass sich die Pioniere der Geschwisterforschung, angeregt durch die Arbeiten von Bank und Kahn, verstärkt mit der Frage der Bindung, Identifikation und Solidarität zwischen Geschwistern befasst haben.

Während die elterliche Liebe, vor allem der Mutterliebe, in der heutigen Erziehung sehr hoch eingeschätzt wird, besteht in der Realität immer noch die Gefahr der Unterschätzung der geschwisterlichen Liebe. Das hängt mit der Tatsache zusammen, dass sich Geschwisterbindungen weitgehend spontan entwickeln und weniger durch erzieherische Eingriffe steuerbar sind. Gleichzeitig bilden sie auf grund ihrer Beständigkeit einen immunisierender Faktor bei pädagogischen Defiziten. Beziehungen zwischen Geschwistern bieten ein hohes Ausmaß an Verlässlichkeit und Sicherheit, das heute besonders bedeutsam erscheint. Es wird auch häufig darauf hingewiesen, dass Geschwisterbindungen nicht nur in der Kindheit nachgewiesen werden können, sondern das ganze Leben durchziehen und nicht durch bewusste Entscheidungen wie den Auszug aus dem Elternhaus beendet werden. Die Intensität der Bindungen ist zwar erheblichen Schwankungen unterworfen, aber auch nach Phasen starker Distanz etwa im frühen Erwachsenenalter kann bei kritischen Lebensereignissen wieder mehr Nähe aufgebaut werden, wenn gemeinsame Interessen berührt werden.

Bank und Kahn (1989) weisen darauf hin, dass Geschwisterbindungen nicht immer positiv zu sehen sind. In sehr engen Beziehungen wie in manchen Zwillingbeziehungen kann sich eine symbiotische Kohäsion entwickeln, welche die Individuation und die Öffnung für andere Beziehungen erschwert. Die Autoren sprechen hier von Deindividuation. Es sind Fälle bekannt, bei denen sich ein Geschwisterteil für den anderen aufopfert und die Befriedigung der eigenen Bedürfnisse zurück stellt. Einseitige Geschwisterliebe kann Abhängigkeit und Unselbständigkeit begünstigen, wenn ein Geschwister zu stark dominiert. Es werden extreme Beispiele berichtet, in denen Erwachsene die Entscheidung für oder gegen eine Partnerbeziehung oder eine Scheidung von der Zustimmung eines Geschwisters abhängig machen.

In diesem Zusammenhang wird die korrigierende Wirkung der Geschwisterrivalität deutlich, da Spannungen einen Ausweg aus einengenden Bindungen erleichtern. Es lässt sich vermuten, dass das Pendeln zwischen Solidarität und Feindseligkeit eines der zentralen Elemente verkörpert, die letztlich für die Stabilität und Ausgewogenheit der Geschwisterbeziehungen verantwortlich sind. Als weiterer korrigierender Faktor kann auch das Gerechtigkeitsempfinden angeführt werden, das im Normalfall für einen gewissen Ausgleich von Geben und Nehmen sorgt. Nicht erwiderte einseitige Geschwisterliebe kann in Hass und Neid umschlagen, wenn sie nicht durch andere inner- oder außerfamiliäre Beziehungen ausgeglichen wird.

Geschwisterbeziehungen in Krisen und Belastungen

Die Gegenwart ist eine Zeit, die durch ein hohes Maß an sozialem Wandel und unvorhersehbaren Belastungen gekennzeichnet ist. Damit verbundene Krisen konfrontieren Menschen mit ihren Grenzen. Die Überforderung durch die seelische und körperliche Belastung stellt auch eine Bewährungsprobe für Geschwisterbindung dar. Einerseits rufen Krisen geschwisterliche Solidarität auf den Plan und beweisen damit, dass die frühere Geschwisterliebe wieder aktiviert wird. Gleichzeitig wird vielfach die frühere Ambivalenz wieder deutlich sichtbar, weil die Wiederannäherung infolge der gegenseitigen Unterstützung auch die alte verborgene Dynamik, die Stärke und Zerbrechlichkeit der Beziehungen wieder beleben. Das trifft besonders auf das Erwachsenenalter zu, aber auch im Kindheits- und Jugendalter werden Geschwister zuweilen mit schweren Belastungen konfrontiert. Nach Bank und Kahn (1989) wird in Krisen die „feine Balance“ ambivalenter Gefühle gestört, die im Laufe des bisherigen Lebens aufgebaut worden ist, und das Gleichgewicht wird in die eine oder andere Richtung verschoben. Die geschwisterliche Unterstützung ist ein eindeutiger Beweis, dass die alten Bindungen auch im Erwachsenenalter nach der räumlichen

Distanzierung durch das Verlassen der Herkunftsfamilie weiter bestehen und vertraute Beziehungskonstellationen wieder an die Oberfläche treten.

Krisenartige Schicksalsschläge treffen zum einen die Geschwister selbst. Beispiele sind schwere körperliche Erkrankungen, Behinderungen und seelische Beeinträchtigungen, Abhängigkeiten von Suchtmitteln, Arbeitslosigkeit und finanzielle Belastungen, Scheidung eines Geschwisters. Aber auch Krankheit, Pflegebedürftigkeit und Tod der Eltern oder Belastungen der eigenen Kinder können die Beziehungen zwischen Geschwistern herausfordern.

Derartige Krisen mobilisieren in vielen Fällen die Solidarität und Hilfsbereitschaft.

Erwachsene Geschwister sind dabei häufig eine verlässliche Stütze. Sie sind nicht selten die wichtigsten Ansprechpartner und Ratgeber in Krisensituationen, die neben seelischem Beistand vielfach auch praktische Hilfe leisten, selbst wenn sich andere Bezugspersonen wie im Fall einer Scheidung zurückziehen. Die Belastungen tragen dazu bei, dass die Distanz zwischen Geschwistern wieder reduziert und die verständnisvolle Wiederannäherung als wertvolle Unterstützung erlebt wird.

Die Ambivalenz manifestiert sich jedoch, wenn Bevormundung, Vorwürfe und Schuldzuweisungen auftreten, bereits überwundene negative Gefühle wie Neid und Eifersucht erneut aufflammen und unbeglichene Rechnungen aus der Kindheit die Solidarität zwischen den Geschwistern beeinträchtigen. Diese Faktoren können die erwartete Unterstützung beeinträchtigen, eine oberflächlich überbrückte Kluft erneut vertiefen und Gefühle von Wut und Hass aufkommen lassen, welche die labilen Bindungen endgültig zerstören.

Ein Kernproblem des Umgangs mit Krisen in Geschwisterbeziehungen stellen

Missverständnisse und fehlende Einfühlung in die Situation des belasteten Geschwisters dar.

Besonders wenn über die seelischen Verletzungen nicht offen kommuniziert wird, können daraus ernsthafte Probleme entstehen, welche die Hilfeleistung behindern. Besonders bei Geschwistern, die im bisherigen Leben immer Stärke zeigten, wird die gegenwärtige Überforderung in Krisen leicht unterschätzt, da man ihre Hilflosigkeit nicht erwartet.

Bei gravierenden Krisen in der Kindheit spielt auch das Verhalten der Eltern eine große Rolle.

Eine schwere Krankheit oder die Behinderung eines Kindes fordern die volle Zuwendung der Eltern und führen nicht selten dazu, dass das gesunde, unauffällige Geschwister nicht nur zu wenig Beachtung erfährt, sondern von ihm sogar selbstlose Hilfe erwartet wird. In extremen Beispielen entwickeln gesunde Geschwister auffällige Symptome, um die elterliche Aufmerksamkeit zu erhalten, wozu diese jedoch kaum in der Lage sind. Ein anschauliches Beispiel dieser Konstellation stellt die autobiografisch geprägte Abhandlung von Elizabeth Devita-Raeburn (2005) dar, die während des längsten Teils ihrer Kindheit darunter litt, dass sich die Eltern voll auf die Behandlung der schweren Immunerkrankung ihres Bruders konzentrieren mussten, während von ihr erwartet wurde, dass sie mit ihren eigenen Problemen allein zurecht kommt.

Pädagogische Überlegungen

In die vorgestellten Befunde sind bereits pädagogische Reflexionen eingeflossen. Es erscheint darüber hinaus geboten, in eine prinzipielle pädagogische Diskussion einzusteigen und vertraute erzieherische Einstellungen kritisch zu betrachten. Zunächst erscheint es geboten zu fragen, ob Eltern und Erzieher den Geschwisterbeziehungen genügend Aufmerksamkeit entgegen bringen. Für Pädagogen ist es einfacher, das einzelne Kind als Adressaten zu sehen, während die vielfältigen Beziehungen zwischen Geschwistern schwerer zu erkennen sind.

Auch die Folgen erzieherischer Bemühungen sind besser abzuschätzen, wenn nur ein Individuum angesprochen wird. Die Auswirkungen auf das Geschwistersystem sind wesentlich komplexer, häufig sogar äußerst widersprüchlich. Bekannte Beispiele sind etwa Streitschlichtungsversuchen von Eltern. Sobald sich Eltern in die heftigen

Auseinandersetzungen zwischen Geschwistern einmischen, sehen sie sich einer Einheitsfront gegenüber, die sich nun gegen die Eltern wendet und deren Einmischung abwehrt. Kinder gleichzeitig als einzelne Individuen und als Teile des Geschwistersystems zu sehen, macht die pädagogische Aufgabe schwieriger und weniger planbar, es erfordert ein hohes Ausmaß an Spontaneität, die Fähigkeit auf augenblickliche Konstellationen zu reagieren und dabei grundsätzliche pädagogische Leitideen immer wieder in Frage zu stellen, wenn sie in konkreten Lebenssituationen deplaziert erscheinen. Diese Komplexität der Geschwisterkonstellation in der Erziehung hat jedoch auch eine positive Seite. Eltern erhalten eine teilweise Entlastung, da sich Geschwister auch gegenseitig erziehen und somit Eltern einen Teil ihrer Verantwortung abnehmen.

Auf einer anderen Ebene entwickelt das geschwisterliche Subsystem auch Macht und gegenseitige Kontrolle, die Eltern und Erzieher herausfordern und auch mit ihren eigenen blinden Flecken konfrontieren. Diese Sicht führt weg von einer erzieherischen Haltung, die Pädagogik als Einbahnstraße definiert. Das dialogische Prinzip als Kernthema der erzieherischen Verantwortung (Goldbrunner 2010b) wird eindrücklich unterstrichen, wenn wir den Blick auf Geschwisterbeziehungen richten.

Geschwister als Spiegel unbewusster elterlicher Konflikte

Die pädagogische Diskussion konzentriert sich überwiegend auf die Erziehung als bewusste Beeinflussung von Kindern. Unbewusste Anteile, die sich vor allem in einem Zusammenspiel von Projektionen und Identifikationen, von Übertragung und Gegenübertragung manifestieren, spielen jedoch eine wesentliche Rolle. Die Bedeutung unbewusster Faktoren detailliert auszuführen übersteigt den Rahmen dieses Beitrages. Dennoch sind sie so wesentlich, dass es unverantwortlich erscheint, wenn sie nicht kurz erwähnt werden. Kinder erscheinen aus einer distanzierten Betrachtung nicht nur als eigenständige Individuen, sondern gleichzeitig bis zu einem gewissen Grad auch als Spiegelbild der elterlichen Identität. Dieser Hypothese wird kaum widersprochen, so weit es sich um bewusste erzieherische Anstrengung handelt oder wenn sich Eltern darum bemühen, ihre Kinder nach ihren eigenen Idealen zu erziehen, besonders wenn sie diese selbst nicht realisieren konnten (Richter 1963). Es erfüllt Eltern mit einem hohen Ausmaß an Stolz, wenn sie Kinder als Stars oder Musterkinder präsentieren können. Kummer bereiten jedoch Kinder, die „aus der Reihe tanzen“, die sich den erzieherischen Einflüssen erziehen, oder sogar das ausleben, was Eltern zu vermeiden suchen und hartnäckig bekämpfen. Familientherapeuten werden häufig damit konfrontiert, dass Eltern verzweifelt sind, wenn sich einzelne Kinder aus der Geschwisterreihe erzieherischen Anstrengungen entziehen. Aus psychoanalytischer Sicht spiegeln diese Kinder, die in die Rolle von „schwarzen Schafen“ geraten und im weiteren Verlauf häufig aus dem Familienleben ausgegrenzt werden, die negative Identität (Richter 1963) oder den Schatten (C.G.Jung) der Eltern. Sie leben das aus, was Eltern verdrängt haben, an dem sie aber auf einer unbewussten Ebene partizipieren und eine gewisse Befriedigung erfahren. Die tragische Konsequenz besteht darin, dass komplementäre Geschwisterkonstellationen wie der Gegensatz zwischen Musterkindern und Versagern und die sich daraus ergebenden geschwisterlichen Rivalitäten von den uneingestanden innerpsychischen Konflikten der Eltern genährt werden, obwohl sie bewusst bekämpft werden.

Es gibt sicher unterschiedliche Schweregrade an derartigen Spannungen. In Extremfällen sind Familien allein überfordert, die undurchschaubaren Verwicklungen intrapsychischer und interpersonaler Konflikte zu entwirren und reifere Lösungen zu finden, die nur möglich sind, wenn fragwürdige Familientraditionen und Leitbilder auf den Prüfstand gestellt werden. Die Familientherapie bietet hier eine Plattform, sich diesen abgewehrten Problemen zu stellen und die nicht integrierten Bedürfnisse, die von Außenseitern der Familie ausgelebt werden, so zu bearbeiten, dass sie nicht mehr verdrängt werden, sondern auf eine reiferen Niveau integriert werden. Wenn die Mauer der Abwehr weniger stark ausgeprägt ist, kann die konstruktive

Auseinandersetzung mit den Spannungen zwischen den Geschwistern auch den Reifungsprozess der Eltern unterstützen. Dadurch werden auf einer meist wenig bewussten Ebene Geschwister auch zu einer Art Erzieher der Eltern. Erziehung ist aus dieser Perspektive nicht mehr eine Einbahnstraße, sondern ein komplexer Prozess der Gegenseitigkeit, ein dialogischer Austausch.

Elterliche Neutralität und Partizipation

In diesem Zusammenhang kommt dem Streit zwischen Geschwistern eine tiefere Bedeutung zu. Infolge der Intensität, in der dieser Streit häufig geführt wird, tritt die bewusste Kontrolle der Äußerungen in den Hintergrund, der Konflikt wird weitgehend spontan ausgetragen. Dadurch erhalten unterdrückte Impulse eine Chance, ins Bewusstsein zu gelangen. Sie werden damit für eine reflektierte Auseinandersetzung zugänglich. Das gilt nicht nur für die Kindheit, sondern auch im fortgeschrittenen Alter brechen bei Konfliktsituationen alte Verletzungen wieder auf, die das dünne Eis alltäglicher Umgangsregeln durchbrechen. Wenn es gelingt, das spontane Agieren im Streit nicht als krankhafte Entgleisung abzuwerten, sondern ihre tiefere Bedeutung zu erkennen, ergibt sich daraus die Chance, Zugang zu abgewehrten Sehnsüchten zu finden und damit das Verständnis nicht nur für unbequeme Familienmitglieder, sondern auch für nicht eingestandene eigene Wünsche zu verbessern. Eine konstruktive Streitatmosphäre trägt letztlich zu einer Versöhnung intrapsychischer und interpersonaler Natur bei (Goldbrunner 2010a).

Streitende Geschwister führen diese Konsequenz am deutlichsten vor Augen, wenn sie sich nach heftigen Auseinandersetzungen wieder vertragen. Für Außenstehende entsteht dabei nicht selten der Eindruck eines reinigenden Gewitters, der Konflikt wird nicht nur gelöst, sondern in vielen Fällen verbessert sich gleichzeitig die Beziehung. Eltern machen dabei die Erfahrung, dass die reinigende Wirkung umso intensiver ist, je mehr es ihnen gelingt, sich neutral zu verhalten und aus der Auseinandersetzung herauszuhalten. Die Abstinenz als Streitschlichter ist allerdings nicht zu verwechseln mit einer Abstinenz an innerem Engagement. Vielmehr ist es eher umgekehrt. Je mehr sich Eltern aus dem Streit heraushalten, umso mehr partizipieren sie innerlich. Das bedeutet jedoch, dass der zwischen Geschwistern beobachtbare Streit ebenso innerpsychisch bei den Eltern tobt. Eltern erhalten dadurch eine Möglichkeit zum Erkennen der Spiegelbildlichkeit der Konfliktebenen. Sie werden im positiven Fall in die Lage versetzt, sich über die Kinder mit eigenen uneingestandenen Konflikten auseinander zu setzen.

Literatur

- Bank, S.P. & Kahn, M.D. (1989). *Geschwister-Bindung*. Paderborn: Junfermann.
- Bugelnig, B. (2008). *Geschwisterbeziehungen in verschiedenen Lebensabschnitten aus systemisch-therapeutischer Sicht*. In: *Systemische Notizen* 02/08.
- Devita-Raeburn, E. (2005). *Das leere Zimmer. Weiterleben nach dem Verlust eines Bruders oder einer Schwester*. Heidelberg: mvg Verlag.
- Frick, J. (2009). *Ich mag dich – du nervst mich! Geschwister und ihre Bedeutung für das Leben*. 3. Auflage. Bern: Huber.
- Goldbrunner, H. (2010a). *Trauern und Streiten als Ressourcen zur Entwicklung familiärer Bindungen*. In: *Blickpunkt EFL-Beratung*, April 2010, S. 33-39.
- Goldbrunner, H. (2010b). *Odpowiedzialność – między normatywnymi wymaganiami i społeczną rzeczywistością*. In: Kazubowska, U.B. ed. (2010). *Odpowiedzialność rodzicielska jako wartość*. Torun, p. 59-66.
- Jacobson, E. (1978). *Das Selbst und die Welt der Objekte*. Göttingen: Suhrkamp.

- Kasten, H. (1993). Die Geschwisterbeziehung. Band 1. Göttingen: Hogrefe.
- Kasten, H. (1993). Die Geschwisterbeziehung. Band 2: Spezielle Geschwisterbeziehungen. Göttingen: Hogrefe.
- Kasten, H. (2007). Einzelkinder und ihre Familien. Göttingen: Hogrefe.
- Langenmayr, A. (1978). Geschwisterkonstellation, Persönlichkeitsentwicklung, Neurosenentstehung. Göttingen: Hogrefe.
- Papastefanou, C. (1992). Das zweite Kind und die Erweiterung der familiären Beziehungen. In: Hofer, M., Klein-Allermann, E., Noack, P. (1992). Familienbeziehungen. Göttingen: Hogrefe. S. 152-170.
- Petri, H. (2001). Geschwister – Liebe und Rivalität : Die längste Beziehung unseres Lebens. Stuttgart: Kreuz.
- Richter, H.E., (1963). Eltern, Kind und Neurose. Reinbek. Rowolt.
- Rufo, M. (2004). Geschwisterliebe – Geschwisterhass : Die prägendste Beziehung unserer Kindheit. München: Piper.
- Toman, W. (1965). Familienkonstellationen. Ihr Einfluß auf den Menschen. München: C.H.Beck. 8. Aufl. 2005.